



- 01 Siri Hustvedt: Die zitternde Frau
- 02 Elly Griffiths: Totenpfad
- 03 James Thompson: Eis-Engel
- 04 Andrea Camilleri: Die Farbe der Sonne
- 05 Albert Camus: Vier Klassiker
- 06 Daniel Kehlmann: Leo Richters Porträt
- 07 Felicitas Mayall: Hundszeiten
- 08 Mathias Gatz: Der Schatten der Tiere
- 09 Armistead Maupin: Michael Tolliver lebt
- 10 Die Welt des Philip Kerr
- 11 Maximilian Dorner: Ich schäme mich
- 12 Alexander von Schönburg: Alles, was Sie schon immer über Könige wissen wollten
- 13 Bruno Ziauddin: Die Curry-Connection
- 14 Angelo Colagrossi: Blunagalli hat kein Humor
- 15 Die Tagesschau erklärt die Wirtschaft
- 16 Hinrich Lührssen: Raumübergreifendes Großgrün
- 17 Margot Friedlander/Malin Schwerdtfeger: «Versuche, dein Leben zu machen»
- 18 Vincent Klink: Sitting Küchenbull
- 19 Alfred Grosser: Von Auschwitz nach Jerusalem

Maximilian Dorner: Ich schäme mich



© FinePic, München/H. Henkensiefken



Maximilian Dorner

Ich schäme mich

rowohlt 192 S.



in den Warenkorb



Leseprobe

Für Furore sorgte Maximilian Dorners 2008 erschienenes Buch *Mein Dämon ist ein Stubenhocker*: eine Abrechnung mit der unheilbaren Nervenkrankheit, die 2006 bei ihm diagnostiziert worden war. Einer Krankheit, die sich in den Körper hineinfrißt und Funktion für Funktion lahm legt, mit Entzündungen im Gehirn, die «wie verbohrt Selbstmordattentäter» wüten.

In der Auseinandersetzung mit seinem «Dämon» erweist sich Dorner als brillanter Beobachter seiner Umwelt und seiner selbst; fast immer geht es dabei um die Themen Peinlichkeit und Scham. In seinem neuen Buch unterzieht sich «der Typ mit dem schwarzen Stock» einem radikalen, befreienden Selbstversuch. Er holt das Peinliche aus dem Halbdunkel, sezziert die Empfindung der Scham in all ihren Schattierungen und reißt Tabus ein. «Am Ende kann Dorner zwar nicht mehr laufen, aber sein Denken und seine Sprache tragen ihn meilenweit.» (Süddeutsche Zeitung)

«Mein ganzes Gehirn wie Bagdad»

Mit der Diagnose der Krankheit bekamen die unerklärlichen körperlichen Ausfallerscheinungen auf einmal einen Namen. «Hieß es früher noch ›Warum humpelst du denn so doof?‹, wollten nun plötzlich alle helfen.» Helfen lassen will gelernt sein; Maximilian Dorner wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Fixierung auf ein Leben als Behinderter: Ob Physiotherapie, der demütigende Gang zum Sanitätshaus oder die krankheitsgerechte Einrichtung seiner Wohnung, Dorner sagte: Nicht mit mir. Hinter der – mit markigen Statements wie «Ich lasse mich doch nicht zum Zirkuspferd machen» garnierten Verweigerung – stand nichts anderes als Scham. «Dass mir meine Behinderung auch noch peinlich ist, ist der schlimmste Kollateralschaden.»

Sich offen mit Scham und Peinlichkeit auseinanderzusetzen bringt Licht und Luft ins Leben: das ist die Quintessenz seines Selbstversuchs. Ihn ließ es weicher und geduldiger werden, lehrte ihn Demut und Nachsicht mit sich selbst, mit seinem Körper, seinen Ambitionen. Vor allem verhinderte es den schlimmsten Verlust: den der Sprache. Hinter dem selbst auferlegten Schweigen lauert der soziale Tod.

Maximilian Dorner schreibt elegant und stilsicher, mit Witz und Sinn für Pointen, dabei ohne jede Larmoyanz. Souverän balanciert er über einem Abgrund, in dem Selbstmitleid und Selbststilisierung, Zynismus und Bitterkeit lauern. Er schreibt über Behinderung und Nebenbehinderung, Phantomscham und Fremdschämen, über den «zerbröckelnden Körper» und das «vorgezogene Greisentum», sexuellen Notstand und das Selbstgefällige an demonstrativem Schämen, über Sanitätshäuser, Behindertentoiletten, Inkontinenz und andere Mahnmale des eigenen Verfalls.

Eine Übung in Demut und Würde

Schräg, zumindest ziemlich speziell, sind auch andere, sagt sich Dorner immer

wieder – gerade die Menschen, die ihm am meisten am Herzen liegen. «Viele meiner Freunde sind schrullig, ich mag sie gerade deswegen. Warum sollte ich also nicht auch meinen schrulligen Körper mögen? Schließlich kann man selbst auf einem verstimmten Klavier den Flohwalzer spielen.»

Dorner weiß genau warum es ihm so viel besser geht, seit er sich nicht mehr in heroisch-selbstzerfleischendem Wüten die Scham abgewöhnen will. Sein *Selbstversuch* hat ihm geholfen, Gefühle des Beschämtseins da abzuwehren, wo sie an den Kern seines Menschseins rühren. Stolz ist *das* Mittel, sich seiner Selbstachtung zu vergewissern: «Löcher, Risse, gebrochene Nähte der Persönlichkeit sind oft mit Scham geflickt. Genauso gut sichtbarer, aber haltbarer und gesünder, ist Stolz.»

Am Ende steht eine Einsicht, die durchaus verallgemeinerbar ist, relevant für Behinderte wie Nichtbehinderte: «Die Scham beim Namen zu nennen, heißt nicht, sie dadurch automatisch zu überwinden. Überhaupt will ich nicht mehr dauernd etwas überwinden: weder den Schmerz, noch die Krankheit oder die Einsamkeit damit. Wenn ich sie erstmal überwunden hätte, wäre das Leben vorbei: abgetrennt, zurückgelassen, vorbei eben. Das bedeutet, die Scham nicht wegzuwedeln wie eine lästige Fliege, sondern sie zu achten, sie wert zu schätzen wie den Schmerz und die Einsamkeit.»



Artikel empfehlen